

Nr. 149. Bromberg, den 4. Juli 1929.

Der letzte Deutsche von Blatna.

Eine Erzählung aus Böhmen von **Fritz Mauthner.**

(16. Fortsetzung. — (Nachdruck verboten.)

Erst am vierten Tage, am Sonntag, während der Messe, als voller Orgelklang aus dem Kloster herübertönte und Schwester Barbara auf den Knien vor dem Kruzifix ein lautes langes Gebet sprach, wagte sie es, in der engen Gasse zwischen den Betten an Anton heranzutreten und ihm den Trank zu reichen, nach dem er zu verlangen schien. Klingend schlug der zitternde Löffel an das Glas.

Der Kranke blickte sie aus großen fiebernden Augen lange an, dann nahm er die Arznei und flüsterte:

„Ich danke dir, Katschenka."

Schluchzend vor Freude kehrte sie zu Petr zurück und widmete sich auch ihm von Stund an freundlicher als bisher. Hatte sie es doch nur ihm und seinen Schmerzen zu danken, daß sie hier bleiben und bei der Pflege des Geliebten bescheiden tätig sein konnte.

Der Arzt war heute mit Antons Befinden sehr zufrieden. Er machte seine Anordnungen mit weniger Strenge als bisher und gestattete, daß die Kranken mit leichtem Geplauder unterhalten würden. Petr, der unaufhörlich über Langeweile klagte, trotzdem ihm täglich seine Zeitungen gebracht wurden, war über die Veränderung nicht wenig froh.

Der Sträfling neben ihm war ohnedies glücklich über jedes Wort, das aus dieser freien Welt zu ihm drang. Die beiden anderen Gefangenen waren schon tags vorher aus dem Hospital traurig in den Kerker zurückgekehrt. Und der arme Aufgegebene im Nebenraum war weder durch Stille noch durch Unterhaltung zum Leben zu wecken.

Im Hospitale mußte Deutsch gesprochen werden, damit alle einander verstanden, und so las denn Katschenka aus einem deutschen Legendenbuche allerlei erbauliche Geschichten vor. Die Leserin und Schwester Barbara liebten die frommen Märchen, und auch der Sträfling, welchem am Montag früh ein Finger amputiert werden sollte, nahm einigen Anteil.

Da aber Petr bald zu gähnen anfing und auch Anton mit keinem Zuge verriet, daß er zuhörte, wurde Katschenka ihrer fruchtlosen Bemühung endlich müde und fragte plötzlich mitten in einer schönen Geschichte:

„Darf ich vielleicht singen, Schwester Barbara?"

Wie glücklich sie war, daß sie's getroffen hatte! In Antons Augen leuchtete es zum ersten Male freudig auf.

Schwester Barbara wollte vor Lachen über den Einfall beinahe den Wassereimer fallen lassen, den sie eben auf den Tisch emporhob. Doch nach einiger Überlegung ging sie mit dem Gaste zu der Oberin, um wegen des Singens eine Entscheidung einzuholen.

Katschenka betrachtete staunend die einfache und doch wieder kostbare Einrichtung der Zelle.

Die Oberin, welche zu der Freundschaft der Nonne und des fremden Mädchens bei jedem Besuche des Hospitals mütterlich lächelte, gab unbedenklich ihre Zustimmung.

Glücklich, wie zwei Schulmädchen, eilten die Freundinnen zu den Kranken zurück. Und während die Schwester rastlos ihrer Arbeit oblag und Katschenka wieder von Petrs Lager aus mit glänzenden Augen nach Anton hinübersah, stimmten sie zuerst, wie sich's gebührte, zweistimmig ein altes Marienlied an. Dann verstummte die Schwester, und leise, zögernd, mit ängstlichem Glücke begann Katschenka eines der tschechischen Schelmenliedchen, die sie den Geliebten zu lehren versucht hatte, als sie beide noch Kinder waren:

„Liebst du mich, so verkauf' deine Kuh,
Was du hast, jeden Strumpf, jeden Schuh
Und geh' barfuß.
Mit dem Geld zu dem Herrn General
In die Stadt lauf' ich schnell und ich zahl',
Statt zu dienen.
Kann nicht fort, du mein Barfuß, von dir!
Schösse tot alle mein' Offizier
Und mich selber!
Bleib' mein Schatz, sei mein Weib, bloß und arm!
Lege dir meine Hand, weich und warm
Unters Füßchen."

Der Sträfling hob die gesunde Hand zu den Augen, Petr lachte laut und Anton bewegte lächelnd die Lippen.

Katschenka sah nur ihn und fing eine andere Weise an:

„Hab mir darum bunte Bänder, seid'ne Flicken
eingekauft,
Damit Nazi um meine Liebe mit den stärksten
Burschen rauft.
Bunte Bände, seidne Flicken, rot, weiß, blau!
Damit er mir nicht nach andern Mädeln lauft.
Hundert Rinder hat der Schulze, hat mein Vater
auf dem Gut,
Nichts hat Nazi als nur seinen grünen Tannbruch
auf dem Hut.
Doch die reiche Schulzentochter will er nicht,
Einer hübschen Bettelmagd ist Nazi gut."

Sie hatte wieder das Richtige getroffen, denn Anton bewegte auf seiner Decke im Takte leise die Finger. Schwester Barbara wusch mit abgewandtem Gesichte das Geschirr ab, sie hatte die Melodie halblaut mitgesungen. Da begann Katschenka wieder fund wieder in tschechischer Sprache:

„Hat mir's Gottes Gnade bestimmt,
Daß der hübsche Pfeifer mich nimmt,
Will ich seinen Ranzen tragen,
Für ihn betteln und nicht klagen.
Schleppe gern den Dudelsack,
Laß mich schelten: Lumpenpack! —
„Wenn mir's Gottes Gnade bestimmt,
Daß der deutsche Pfeifer mich nimmt."

Sie hatte es gewagt. Im letzten Verse hatte sie „deutscher Pfeifer" gesungen, anstatt „hübscher Pfeifer".

Ob er's bemerkte, ob er den Wortlaut von damals her noch genau im Ohre hatte? Ja! Eine fliegende Röte war über seine Wangen geschlüpft; und kecker begann Katschenka jetzt die Liebeslieder ihrer Heimat zu singen, die übermütigen Tanzweisen und die tief melancholischen Gesänge, wie

sie in den Wäldern und auf den Wiesen Böhmens überall und allezeit ertönen bei der Arbeit und nach Feierabend.

„Kuckuck ruft's im Walde,
Kuckuck ruft es, wie behext.
Sag', mein Lieb', wo bist du?
Sag', mein Liebchen, wo du steckst?
Bist du mir vom Himmel kommen?
Hat die Hölle mein Herz genommen?
Sag', mein Liebchen, wo du steckst!
Kuckuck ruft es, wie behext."

Diese Worte, die im Slawischen besonders schwer auszusprechen waren, hatte Anton schon als zehnjähriger Bursche, ohne den Wortlaut zu verstehen, ganz prächtig nachzusingen gewußt. Ja, er hatte nichts vergessen! Wie er die bleichen Lippen leise murmelnd bewegte! Küssen! Daß sie's nicht durfte! Aber mit ihren Liedern durfte sie ihn küssen! Und des Ortes vergessend, fast mit voller Stimme sang sie die einfachen Worte, deren unergründlich schwermütige Weise immer ein Liebling unter den böhmischen Melodien gewesen war:

„Berge ragen, hoch wie die Sterne,
Drüben wohnt sie, mir so ferne.
Unsere Liebe, unsere Lieder
Wandeln furchtlos hin und wieder."

Katschenka mußte aufhören, denn Anton war blaß geworden und schloß wie in einer Ohnmacht die Augen. Auch Schwester Barbara kam plötzlich heran und meinte, es wäre nun genug. Sie hatte rotgeweinte Augen.

„Das muß lustig sein," sagte sie vor dem Schlafengehen zu Katschenka, „wenn man den ganzen Tag Lieder von unglücklicher Liebe singen darf. Mich wundert, daß die hochehrwürdige Frau Oberin es erlaubt hat."

Aber schon am nächsten Nachmittag, nach einer kurzen Audienz bei der Oberin, kam sie schmeichelnd zu Katschenka und bat sie, wieder zu singen.

„Du, das ist eine Ehre! Die hochwürdige Frau hat gestern draußen neben dem Wachtposten gestanden und eine ganze Weile zugehört. Es wäre ein Gewinn fürs ganze Kloster, wenn du im Chor mitsingen könntest, hat sie gesagt. Und deine Stimme wäre für die Domkirche nicht zu schlecht."

Katschenka lachte geschmeichelt, weil auch Anton das Lob gehört haben mußte. Und sie kargte nicht mit ihrer Stimme und mit ihren Liedern. Gleich nach dem Mittagessen, an dem jetzt auch Anton teilnehmen konnte, wurde gesungen, und dann wieder des Abends vor dem Einschlafen.

Sie konnte nicht daran zweifeln, daß der Kranke, für den allein sie ihre Stimme erklingen ließ, gern zuhörte. Aber je mehr seine Genesung fortschritt und ein je fröhlicheres Gesicht der Arzt nach der Untersuchung machte, um so nachdenklicher wurde der Kranke. Und selbst Zeichen von Ungeduld gab er, wenn er jetzt allerlei Fragen stellte und der Arzt ihn bald streng, bald lachend auf die baldige Zeit seiner Entlassung vertröstete. Katschenka, die manches zu Hause und jetzt von Peter gehört hatte und anderes ahnte, empfand die Sorgen des Geliebten wie ihre eigenen und nahm den Arzt einmal beiseite, um sich von ihm die Fragen des Kranken wiederholen zu lassen. Denn immer noch wagte sie sich nicht leicht in Antons Nähe.

Der Arzt lächelte recht spöttisch, als Katschenka so dringend um sein Vertrauen bat; er sagte:

„Fragen Sie nur Ihren Bruder, liebes Fräulein, der weiß vielleicht mehr als Anton Gegenbauer selbst. Denn der phantasiert noch, wie es scheint. Sie werden meinen Freund sehr stark und gesund machen müssen, damit er später die kleinen Bosheiten Ihrer werten Familie erträgt. Er sieht sich schon vor Gericht: vor dem Strafgericht und vor dem Handelsgericht. Na, so schlimm wird es wohl nicht kommen."

Katschenka war bleich geworden. Sie reichte dem Arzte die Hand und sagte ehrlich:

„Um Gottes willen, Herr Doktor, er phantasiert nicht. Er ist nur so empfindlich und fürchtet, daß er bankerott gemacht wird, während er hier stille liegen muß. Das ist's allein, woran er denkt. Ich weiß es. Sprechen Sie mit ihm darüber. Das wird ihm weniger schaden als sein nutzloses Brüten. Glauben Sie mir! Ich beobachte ihn ja unaufhörlich!"

Der Arzt erwiderte kräftig ihren Händedruck.

„Das habe ich nicht gewußt," sagte er, „und ich will Ihnen sogleich gehorchen. Sie sind eine gute Freundin."

Er setzte sich zu Anton auf den Bettrand und während er seinen Puls zwischen den Fingern hielt, gab er ihm die heißersehnte Erlaubnis, ihm Aufträge an die Außenwelt zu erteilen.

Katschenka hatte recht. Anton machte sich schlimme Sorgen um seine Fabrik, die in der schwierigsten Zeit ohne seine Leitung geblieben war. Der Arzt mußte noch heute zum Buchhalter hinüber und Nachrichten einholen.

Was er schon einige Stunden später zurückbrachte, lautete allerdings bedenklich genug; aber zum Glück brachte er auch die Aussicht auf Hilfe mit. Die Fabrik hatte nur mit äußerster Mühe die fälligen Zahlungen leisten können und stand mittellos dem nahen Ersten gegenüber. Doch vor wenigen Tagen war im Auftrage der gräflichen Kanzlei der Rentamtsschreiber dagewesen, derselbe, der auf der Volksversammlung Antons Reden gehört hatte. Die Kanzlei bot zu sehr mäßigen Bedingungen, gegen einen einfachen Schuldschein ein bedeutendes Kapital an. Offenbar fühlen sich die gräflichen Beamten an dem blutigen Ausgang des Meeting mitschuldig und mochten dem Grafen zu seinem großmütigen Anerbieten geraten haben.

Anton zögerte, von dieser Seite Geld zu nehmen; denn auch der Graf war bei dem letzten Regierungswechsel entschieden in das tschechische Lager übergegangen, und Anton mißtraute jeder Hilfe, die von dort kam. Der Arzt aber, der seinen Kranken vor allem gerne beruhigt hätte, berief sich darauf, daß der Graf bei alledem doch ein Kavalier war, und so entschloß sich der Fabrikant endlich, die Hilfe anzunehmen, die ihn möglicherweise, wenn die Absicht loyal war, wieder zum Herrn der Lage machte. Der Arzt selbst vermittelte schnell das Geschäft zwischen dem Rentamtsschreiber und Anton. Und Katschenka sang wieder die heitersten Lieder, als ihr Geliebter freudiger als bisher zu lauschen schien.

Es war ihr darum ein nicht geringer Schrecken, als der Arzt am zweiten Freitag nach dem Unglückstage ruhig erklärte, Petr sei hergestellt, solle heute im Krankensaale auf- und niedergehen und sich morgen früh nach Hause trollen. Mit aufgehobenen Händen blickte sie den Doktor flehend an. Der aber zuckte nur die Achseln und ging, nach dem Turner zu sehen, der kaum mehr ein Lebenszeichen von sich gab und dessen stilles Verscheiden noch heute erwartet wurde.

So hoffnungslos dessen Zustand auch von Anfang an gewesen war, so verdüsterte doch der nahende Tod das Hospital. Schwester Barbara huschte völlig unhörbar hin und her, Anton schwieg in ernsten Gedanken.

Der Sträfling, dem man heute schon wieder einen Finger amputiert hatte, rauchte trotzig seine Schmerzenspfeife, und Petr, den die Nähe des Sterbenden quälte, schlich ängstlich am entgegengesetzten Ende des Raumes auf und nieder, um sein schwaches linkes Bein wieder im Gehen zu üben.

Da war es nicht zu verwundern, daß auch Katschenka heute verstummte. So bleich, als wäre sie selbst krank, half sie der Schwester bei den gröbsten Arbeiten oder setzte sich wie gebrochen vor Müdigkeit auf den einzigen Stuhl neben Petrs verlassenes Lager. Und wie am ersten Tage, so bohrten sich auch jetzt wieder, über den Sträfling hinweg, ihre Augen in die des Geliebten.

Der tschechische Turner lebte noch, als Licht gebracht wurde und als Petr, von seinem kurzen Spaziergang schwach geworden, sich schlafen legte. Dann wurde es totenstill im Krankenraum.

Die Flügeltür zu dem matt erleuchteten Nebengemach stand weit geöffnet.

Eine Stunde lang sah man Schwester Barbara stumm über den Sterbenden gebeugt.

So lautlos war es drin und hier, daß man es vernahm, wenn einer der kleinen Dochte in den Nachtlämpchen höher aufflackerte. Die ewige Leuchte unter dem Kruzifix blinkte so winzig wie ein rötlicher Stern in der Nacht.

Plötzlich ertönte in eigentümlich raschem Rhythmus ein silbernes Glöcklein. Gleich darauf erschien eine ältere barmherzige Schwester im Saal, und sie und Schwester Barbara knieten rechts und links, die ganze Nacht unablässig Gebete murmelnd, neben dem Toten.

(Fortsetzung folgt.)

Alexander Selkirks Schicksal.

Skizze von **Gerhard v. Gottberg.**

Es war wie ein Schrei gewesen, wie ein wildes, verzweiflungsvolles Aufbegehren und hatte doch in einem Fluch ausgeklungen. Er konnte sich an alles noch genau erinnern. Der Kapitän hatte ihn in Ketten werfen lassen; ein Fußtritt war sein Abschied gewesen. Und dann ...?

Eine einsame Felsküste nahm ihn auf, Urwald dahinter; just geschaffen, um einem Wahnsinnigen für seine Tollheiten zu dienen. — Mit einem Hohnwort hatten die Kameraden ihn auf der Insel zurückgelassen. Mochte er mit dem Teufel hier Gefährtschaft halten oder den Wildpapageien Geschichten erzählen. Er, der Meuterer, war ein Korn nur, das man am besten vertilgte. — Mit keuchendem Grimm hatte er sie zurückfahren sehen ... wortlos ... ahnungslos noch über sein Schicksal ... Sie würden ja umkehren, würden ihn zurückholen! — Doch weiter und weiter entfernte sich das Boot — und endlich? An den Gaffeln des Seglers da hinten flog die Leinwand hoch — immer ferner verschwammen die Umrisse des Schiffes. Was fragte Kapitän William Dampier danach, ob er seinen aufsässigen Oberbootsmann dem Einödstod überlassen hatte?

Tage kamen, ballten sich zu Wochen und Monden. Die kleine Insel durchstreifte er kreuz und quer, doch der Ozean gab keine Möglichkeit zum Entrinnen. Und es kamen Nächte, da der Verlassene wie ein verscheuchtes Tier vor dem eigenen Schatten flüchtete, ruhelos ... als ein Ahasver in Einöde und Wüste. Gab es denn keine Hoffnung? Er fluchte zum Himmel, all seinen ohnmächtigen Haß schrie er in die Einsamkeit, doch nur das Echo im Urwald, das Plappern der Papageien ward ihm zur Antwort.

Da verstummte er.

Ein Jahr verging, das aus einem verhärteten, Mensch und Himmel verachtenden schottischen Matrosen einen Träumer machte. Wo war allere Haß noch, wenn er stumm an der Felsküste stand ... ein Schiff ersehnend, wenn Heimweh und Mitternachtsqual ihm die Sinne zerpreßten. Schweigend, wie dieses große, erdrückende Schweigen ringsum mußte er sich selbst ertragen. Er war ein „Nichts“, die Natur das „All“.

Vier Jahre saß Alexander Selkirk auf der einsamen Insel. Weiß wurde sein Haar, stumm sein Hader gegen Schicksal, Menschheit und Gott. Es war nicht mehr Stumpfheit in ihm, es war ein wunschloses Ergeben. Einmal würde die Stunde kommen, wo er müde und zerbrochen in sein Felsloch kriechen würde, um zu verenden. Draußen aber würde das Leben weitergehen, die Sonne in urewigem Gleichmaß weiterfluten, das Meer rauschen. — — —

Und dann war doch all dieses unter einem Gedanken zerronnen. Weit draußen an der Spitze der Insel, vor den Klippen sah ere ein Schiff ...

Mit dem rissig schartigen Werkzeug, daß ihm einst noch die spottenden Kameraden auf den Strand geworfen, schlug er Buschwerk und Äste zusammen. Ein Feuer loderte, schlug spitze Flammenzungen gen Himmel. Er aber hob die Hände empor ... betend ... ihn aus Läuterung zur Schicksalsgemeinschaft „Mensch“ zurückzuführen.

Und dann ein Schrei, ein irrer, verzweifelter Schrei; der Schoner da hinten schien nicht Ausschau zu halten ... seine Masten verschwammen im Dunst. Doch nein! War nur eine Nebelbank vorgetreten? Er sprang auf, watete bis an die Hüften in die See. „Herrgott, erbarm dich!“ —

Am Abend aber lag ein verzweifelt zusammengebrochener Mensch am Strande, schrie und wimmerte. Gab es denn keine Erlösung mehr? War jedes Bitten, jedes Flehen zum Hohn gewordene Narretei? Spielte Fata Morgana ihm lichte, flatternde Bilder, um ihn dann nur noch mehr niederzuschmettern? Monde vergingen. Wie ein Irrer tastete er durch seine Kerkerinsel, kaum daß er die mühsam gefangenen Wildziegen fütterte.

Und wieder kam ein Morgen, brachte ein weißes, hochbordiges Schiff, das nahe der Insel seines Weges zog. Alexander Selkirk aber zündete kein Feuer mehr an. Schon vor Wochen hatte er einen Flaggenmast auf der Felsspitze errichtet, das Hemd eines angetriebenen Toten aufgezogen. Nun mochte das Schicksal sprechen, es half ja kein Aufbegehren. Nicht Trotz, Haß und Hohn überwältigten sein Elend, sondern nur die frei waltende Fügung der Allmacht, die er bisher als einen Tand der Narren ausgeschrien.

Er war aufgesprungen. Mit verglasten Augen starrte er übers Meer. Äffte ihn wieder ein Gespenst, das die Hoffnung ihm vorgaukelte? Nein doch ... da!

Das weiße Schiff dort drüben hatte die Segel fallen lassen; ein Boot stieß von ihm ab ...

Es war im Jahre 1709!

Der alte Kapitän W o o d e s R o g e r von der „Great Burne“ war selbst ins Boot gestiegen: „Greift aus, Boys! Wollen sehen, wer dort den Lappen auf den Mast gepflanzt!“

Und näher kam das Boot ...

Der Einsame am Strande konnte die Glieder nicht regen. Er wollte schreien, doch er konnte es nicht; er wollte ans Ufer stürzen, doch kein Schritt entrang sich seiner Starrheit.

Hochaufgerichtet verhielt der alte Kapitän, sah nach dem Eiland hinüber, wo ein langbärtiger Greis stand ..., regungslos ... den steinernen Felsschroffen gleich, die sich in starrer Leblosigkeit um die Insel zackten.

„Wer seid Ihr, Mann?“

Es kam keine Antwort, taumelnd wollte der Fremde zu ihm stürzen, doch er brach zusammen. — — —

Zwei Monate später traf die „Great Burne“ in London ein; mit dankbarem Händedruck an Kapitän Rogers stieg ein in sich gekehrter Mann ans Land. Alexander Selkirk war in die Heimat gelangt. — — —

Nach Jahren kam ein Abend, da der greise, einstige Oberbootsmann in einer niederen, eichgetäfelten Schenke Londons saß. Stumm starrte er vor sich hin, mied die Fremden, die am Nachbartisch sich laut unterhielten. Ein abgegriffenes Heft lag vor ihm ... wirr und kraus enthielten die gelben Seiten seine Erinnerungen. Und immer wieder griff er danach, als könne er sich noch immer nicht losreißen von der viereinhalbjährigen Einsamkeit inmitten des Ozeans, als kette die Insel seine Seele noch immer mit stählernen Klammern.

Nebenan, wo unter etlichen Matrosen ein stattlich breiter Mann saß, rückte man mit den Stühlen; es war dort stiller geworden, und ein Maat wies heimlich mit dem Daumen zu ihm: „Der dort ist's! Teufel, ich möcht' in seiner Haut nicht spaziert sein!“ Und mit leiser Stimme erzählte er von des Schottländers Schicksal. — Der Fremde am Tisch hatte wortlos zugehört, dann ging er mit großen Schritten zu dem Vereinsamten hinüber; fragte. Und Alexander Selkirk begann mit tonloser Stimme zu sprechen; wie aus weiter, weiter Ferne klang das — unbewußt — in eigener Seele suchend.

Der Fremde unterbrach ihn nicht. Spät abends nahm er ihn mit sich in sein kleines, altertümliches Haus am Eck. „D a n i e l d e F o e“ stand schwarz in die braune Innentür der Wohnung eingekerbt.

Alexander Selkirk blieb Wochen bei ihm, fand endlich durch seine Hilfe ein ruhiges Brot. Aus seiner Erzählung aber und aus den vergilbten Erinnerungsblättern schrieb sein Gastgeber Daniel de Foe das berühmteste und schier unsterbliche Buch: „R o b i n s o n C r u s o e“.

Ich liebe die Leute, die — —

— — einem auf Reisen so hübsch von ihren häuslichen Angelegenheiten zu erzählen wissen. Selbstverständlich interessiert es doch jeden, was Herr X. in Y. von Herrn Z. denkt. Oder warum Fräulein A. in B. unweigerlich sitzenbleiben muß, während sie in C. doch einigermaßen Heiratsaussichten hätte. . . .

Auch freue ich mich immer zu hören, was die Leute in ihrem Hotel oder ihrer Pension zu essen bekommen. Man kann es dann so nett mit seinem eigenen Essen vergleichen. So etwas wirkt immer appetitanregend.

Mit Vorliebe begegne ich Bekannten aus meiner Heimat. Am liebsten aus meiner Straße oder gar aus demselben Hause! Womöglich Flurnachbarn! Da bleibt der Mensch doch wenigstens in seiner gewohnten Atmosphäre!

Und dann die Wetterpropheten! Überhaupt geben Wetterpropheten in Sommerfrischen eine anregende Unterhaltung. Wie leicht läßt sich da anderer Leute Vorfreude durch Bemerkungen abduschen, wie: „Ich an Ihrer Stelle würde doch lieber Regenschirm und Gummimantel mitnehmen, man kann doch nie wissen . . .“, oder: „Na, wenn das kein Gewitter gibt, dann will ich nicht Müller heißen! Na, und was so ein Gewitter in der hiesigen Gegend anbe-

langt, so habe ich mir sagen lassen . . ." Und dann kann man so wirkungsvoll ein Gewitter mit allen nur möglichen Schikanen ausmalen. . . .

Unweigerlich begegnet man immer wieder jenen Gemütsmenschen, deren Ferien- und Urlaubszeit vor der unseren abläuft. Während man ihnen abschiednehmenderweise die Hand drückt, ist ihr letzter, frommer Wunsch:

„Na, von mir aus kann es jetzt regnen, so viel es will — ich muß ja doch nach Hause!"

Eine Bemerkung, die in anbetracht der Tatsache, daß man selbst noch weiter für sein teures Geld „sommerfrischelt", ein wenig herzlos klingt. Dafür ist sie aber wenigstens ehrlich gemeint! **Smada.**

Rokoko.

Ein Badeerlebnis von **Hans Buttmann**.

Fred war nervös. Eigentlich brauchte man sich darüber nicht zu wundern, denn er war meistens nervös. Aber heute war es besonders schlimm. Sollte man in der Sommerfrische am Meer sitzen und sich ärgern? Was nützten ihm die Wälder, die den Ort freundlich umstanden, was Blicke auf Inseln und ferne Dörfer, die er nicht kannte? Was nützt das alles, wenn man verliebt ist! Ein reizendes Persönchen. — Rokoko. — Fred war erst nach langem Nachdenken auf das Wort gekommen. Er spielte meisterhaft Tennis, war aber in den Jahrgängen der Kunstgeschichte nicht zu Hause. Aber sie war doch Rokoko. Zierlich, schmal, den kurzen Rock leicht gebauscht, die Augenbrauen wie ein gerader, schwarzer Strich in dem feinen Gesicht. Rokoko, Rokoko, der Rhythmus und der ganze ihm etwas unverständliche Klang des Wortes machte ihn noch rasend. Er wußte noch nicht einmal wie sie hieß, denn sie war in einer Privatpension abgestiegen, und da kann man nicht einfach hingehen und den Portier nach dem Namen fragen. „Nennen wir sie einstweilen Rokoko", sagte Fred vor sich hin und ging zum Sportplatz, wo die so Betitelte als Zuschauerin zu weilen pflegte.

In Badeorten macht man leicht Bekanntschaft. „Sind Sie mit Ihrer Pension zufrieden? Herrliche Luft hier. Und die See . . . Leidens- und Badegenossen müssen sich aneinander anschließen. Wollen wir nicht einmal zusammen eine Tour machen?" Das war furchtbar einfach, und Fred war in solchen Sachen nicht dumm. Aber der Blick, den er zugeworfen bekam. In dem Blick lag eine tadellose Vergangenheit, eine hoheitsvolle Abweisung, lagen strenge Prinzipien. Fred wandte sein Interesse dem Spiel zu. Er sah aber nichts. Er wagte einen Seitenblick. Er begegnete ihrem Auge. Es war sanfter als vorhin. „Verzeihen Sie", sagte Fred, „daß ich Sie so formlos angeredet habe, aber die gute Luft hier macht so dreist, und außerdem sind wir ja fast auf dem Lande." — „Ja, ich war sehr böse darüber", gestand sie. — „Aber?" wagte Fred zu fragen. — „Aber weiter gar nichts", schnitt sie ab.

Fred war nicht für psychologische Entwicklungen. „Wollen wir zusammen Kaffee trinken?" fragte er auf die Gefahr hin, wieder einen Blick, der Prinzipien schleuderte, zu erhalten. „Aber gern", sagte sie. Fred war selig. Und zog mit ihr los. So nannte er in Gedanken ihr ehrbares Schreiten zur nächsten Gaststätte. Fred bestellte großartig. Wie immer. Sie tranken Kaffee. Sie tranken Likör. Sie aßen zu Abend und tranken schließlich Wein.

Es wurde spät, und über ihnen flimmerten die Sterne groß und sonderbar. „Nur einen Wunsch habe ich noch", flüsterte sie, als Fred leise ihre Hand ergriff. — „Jeden, jeden", sagte Fred so laut, daß der Kellner mit forschendem Blick an ihnen vorüber ging. — „Werden Sie ihn mir erfüllen?" fragte sie mit zärtlichem Blick. „Jeden, jeden", wiederholte Fred. Er war an dem Punkt angelangt, an dem Genie so leicht zum Wahnsinn wird.

„Bleiben Sie bis ein Uhr mit mir auf", bat sie lächelnd. — „Die ganze Nacht, die ganze Nacht", hauchte Fred beseligt. — „Nein, nur bis ein Uhr, dann bringen Sie mich an die Bahn." — „Prachtvoll, durch die Anlagen, den langen Weg zur Bahnstation, kein Mensch wird uns begegnen. Sie fahren ab?" — „Nein", sagte sie erstaunt, „ich will meinen Mann abholen."

Fred war nüchtern. Ihm war, als sei er mit dem Kopf gegen eine Wand gerannt. Die Wand hatte gehalten, der Kopf aber nicht. „Selbstverständlich, gnädige Frau." — „Mein Mann wird sich freuen, Sie kennen zu lernen." — „Selbstverständlich, gnädige Frau."

Geistreicheres sagte Fred an diesem Abend nicht mehr. Seine Gedanken kreisten um den einen Punkt: Rokoko, ich muß in einer Kunstgeschichte nachlesen, ob die Frauen damals wirklich so merkwürdig waren, daß sie unvermutet Männer hatten, mit denen sie verheiratet waren.

Fred hat durch dieses Erlebnis einen ganz falschen Begriff vom Rokoko bekommen . . .




Bunte Chronik

* **Das verhängnisvolle Testament.** Eine kürzlich in Barcelona erlassene Gerichtsentscheidung bringt einen der eigenartigsten Erbschaftsprozesse, von denen man weiß, zu einem wenigstens vorläufigen Abschluße. In der katalanischen Hauptstadt war vor einigen Jahren ein gewisser Bruno Humbert unter Hinterlassung eines beträchtlichen Vermögens sowie vier unverheirateter Töchter gestorben. Die Testamentseröffnung zog sich einige Zeit hinaus; als es endlich dazu kam, ergab sich, daß sämtliche bewegliche und unbewegliche Habe des Erblassers diesen vier Töchtern zufallen sollte, vorausgesetzt, daß sie verheiratet wären; andernfalls waren mehrere Wohltätigkeitsvereine die lachenden Erben. Der Töchter, die sämtlich unverheiratet, aber auch alle schon hoch in den Siebzigern waren und also kaum noch Aussicht hatten, einen Mann zu bekommen, bemächtigte sich nicht geringe Erregung. Sie verstanden ihren Vater nicht, mit dem sie stets in bestem Einvernehmen gelebt hatten und der ihnen nun in seinem letzten Willen so übel mitspielte. Das sonderbare Testament fand aber seine Erklärung, als sich herausstellte, daß es bereits 60 Jahre vor dem Tode des alten Humbert aufgesetzt worden war. Der Verstorbene hatte geglaubt, so am besten für das Glück seiner Kinder gesorgt zu haben; dadurch, daß er nicht rechtzeitig eine Änderung getroffen hatte, war nun gerade das Gegenteil des von ihm Beabsichtigten erreicht. — Die vier Schwestern nahmen zunächst gemeinsam den Kampf um das väterliche Erbe durch Anfechtung des Testaments auf. Ein Prozeß folgte dem anderen, bis eines Tages die Älteste, Maria Angela, die gemeinsame Front verließ. Trotz ihrer 83 Jahre verheiratete sie sich mit einem neunundzwanzigjährigen entfernten Verwandten, und damit wurde sie Alleinerbin der väterlichen Hinterlassenschaft. Aber die drei anderen gaben sich noch nicht geschlagen. Sie bezweifelten vor Gericht die geistige Zurechnungsfähigkeit ihrer Schwester, da es doch an Verrücktheit grenze, „wenn eine dreiundachtzigjährige Jungfrau noch in den Stand der Ehe trete". Sie drangen indessen mit ihrer Klage nicht durch; kürzlich hat das Gericht die gesamte Erbschaft der Maria Angela zugesprochen. Gerade durch ihre Heirat in so hohem Alter habe sie bewiesen, daß sie durchaus vernünftig zu denken vermöge. Was unter den vorliegenden Umständen ja auch zweifellos der Fall war. Da die drei übrigen Schwestern mit der Justiz so schlechte Erfahrungen gemacht haben, wird ihnen nichts übrig bleiben, als auch ihrerseits nach einem Manne Umschau zu halten.

* **Eine Urgroßmutter unter Anklage des Urenkelmordes.** In Cork ist eine Urgroßmutter unter der Anklage der Ermordung des eigenen Urenkels in Haft genommen worden. Mary Lentham ist eine verhältnismäßig jugendliche Urgroßmutter, denn sie steht erst im Alter von etwas mehr als achtzig Jahren. In der ersten Verhandlung des Kindesmordes hat sie mit leidenschaftlichem Eifer die Unschuld der Großtochter verteidigt. Im Verlauf der Vernehmung entstand der Verdacht, daß die Urgroßmutter selbst die Hand an das Kind gelegt haben könnte, um den Zeugen eines Fehltrittes ihrer Großtochter zu beseitigen.



Lustige Rundschau



* **Der Beweis.** „Schickes Motorrad." — „2000 Mark." — „Unmöglich." — „Bitte, hier ist der Zahlungsbefehl."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.